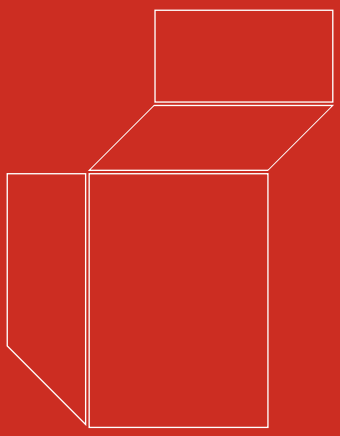


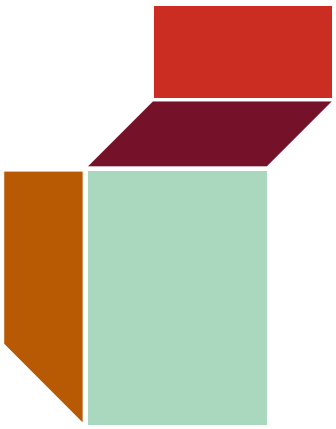
Erol Yıldız

„Mit der hegemonialen Wissensproduktion radikal brechen“

Interview mit Erol Yıldız von Ines Garnitschnig, Büro trafo.K

ZWISCHENRÄUME #9

In der Reihe *Zwischenräume* veröffentlicht Büro trafo.K Texte, Gedanken und Gespräche an der Schnittstelle von Bildung, Kunst und kritischer Wissensproduktion.



Erol Yıldız

„Mit der hegemonialen Wissensproduktion radikal brechen“

Interview mit Erol Yıldız von Ines Garnitschnig, Büro trafo.K

Was bedeutet die Perspektive auf Migrationsforschung als Gesellschaftsanalyse für dein wissenschaftliches Erkenntnisinteresse?

Die Idee, Migrationsforschung als Gesellschaftsanalyse zu betreiben, ist nicht neu. Bereits in einer ersten Studie in den 1990er Jahren über das urbane Leben in einem Kölner Stadtviertel haben wir den Versuch unternommen, das Zusammenleben vor Ort zum Gegenstand unserer Analysen zu machen, statt den Blick nur auf „Migrant_innen“ zu reduzieren, die im Stadtteil leben. Wenn von Migration die Rede ist, wird der Fokus gewöhnlich auf eine spezifische Bevölkerungsgruppe gerichtet und damit eine künstliche Differenz geschaffen, die in der Wirklichkeit so nicht existiert. Dieses Differenzdenken basiert auf einem Rezeptwissen, das der konventionellen Migrationsforschung zu verdanken ist. Es gibt die Richtung vor, was gesehen und was dabei übersehen wird. Dies schafft Realitätseffekte, an denen sich in der Folge weitere Maßnahmen und Konzepte orientieren und somit das Rezeptwissen reproduzieren. Man könnte auch sagen, es wird

praktisch erst eine Realität hergestellt, die dann untersucht werden soll. Migrationsforschung als Gesellschaftsanalyse zu betreiben, bedeutet dagegen, den Blickwinkel zu ändern, den Fokus auf das Leben vor Ort, auf die Niederungen des Alltags zu richten. Uns ging es in der genannten Kölner Studie nicht mehr darum, zu fragen, wie Migranten und Einheimische zusammen leben bzw. welche Konflikte sie haben, sondern zunächst um die Frage, was das Leben in einer Stadt, in einem Stadtteil oder auf einer Straße ausmacht, was dazu gehört. Es ging um das alltägliche urbane Zusammenleben. Im Mittelpunkt stand die Frage, wie man sich in einem Quartier, das sich im Umbruch befindet, arrangieren kann, wie man Arbeit bekommen und sichern, die Infrastruktur des Quartiers gestalten und nutzen, an Bildungsprozessen teilnehmen und Erfolg haben kann. Uns interessierte vor allem das Lebenspraktische, die urbanen Praktiken, die Dinge des Alltags. Beobachtungen sind zugleich aktive Handlungen. Nehmen wir ein einfaches Beispiel. Wenn wir Kindern beim Spielen zuschauen: Sie bringen ihre Unterschiede, ihre alters- oder sprachbedingten Kenntnisse ins Spiel ein, erfinden dabei ihre eigenen Regeln und konstruieren ihre eigene Wirklichkeit. Auf diese Weise erfinden sie sozusagen ihre eigene Demokratie. Wenn wir es so betrachten, stehen unterschiedliche Kinder, die gemeinsam spielen und dabei ihre eigenen Räume schaffen, Räume der Bildung, im Mittelpunkt. Nehmen wir dagegen eine Perspektive ein, die sich vom üblichen Differenzdenken leiten lässt, werden die spielenden Kinder von vornherein nach bestimmten Kriterien auseinanderdividiert: Einheimische und ausländische Kinder spielen gemeinsam, was im Nachhinein als interkulturelles Lernen oder als interkulturelle Kompetenz interpretiert wird. Das ist paradox.

> „Dieses Differenzdenken basiert auf einem Rezeptwissen, das der konventionellen Migrationsforschung zu verdanken ist. Es gibt die Richtung vor, was gesehen und was dabei übersehen wird. Dies schafft Realitätseffekte, an denen sich in der Folge weitere Maßnahmen und Konzepte orientieren und somit das Rezeptwissen reproduzieren.“

> „Uns interessierte vor allem das Lebenspraktische, die urbanen Praktiken, die Dinge des Alltags.“

Wir haben im Rahmen der Ringvorlesung immer wieder über das Unsichtbarmachen migrantischer Perspektiven gesprochen – sei es in Form von Ausradieren, von Silencing oder von Aneignung … Was können wir dem entgegensetzen?

Das Unsichtbarmachen (post-)migrantischer Perspektiven ist auf das erwähnte Rezeptwissen und das damit einhergehende ethnische Differenzdenken zurückzuführen, von dem die öffentliche Wahrnehmung gelenkt wird. Die urbane Alltagspraxis bestimmter Bevölkerungsgruppen kommt entweder gar nicht vor oder wird automatisch als Problem wahrgenommen, also ethnische Sortierung als Wegweiser der Wahrnehmung. Da fällt mir ein YouTube-Video ein, in dem ein vierjähriger Junge, der sich bei Dreharbeiten neugierig in der Nähe herumgedrückt hat, gefragt wird, ob in seinem Kindergarten viele Ausländer seien. Er antwortet spontan: Nein, nur Kinder. Ein schönes Beispiel dafür, was der gewohnten Wahrnehmung entgegengesetzt werden kann. Hier braucht es eine andere Art des Sehens, die man in Anlehnung an Edward Said einen kontrapunktischen Blick nennen kann, eine Perspektive, die polarisierende Denkmuster und etablierte Klassifikationen von „Uns“ und „den Anderen“ überwindet, man könnte auch sagen entlernt.

Was braucht es im Kontext von Bildungsprozessen, um neuen Geschichten und subversiven Praktiken Raum zu geben? Wie können wir Transtopien für emanzipatorische Bildungsprozesse zugänglich machen? Und was würde das bedeuten – für die Einzelnen, für die Schule, für eine Auseinandersetzung mit Stadt und für die Gesellschaft?

Zunächst brauchen wir ein anderes Bildungsverständnis, das von den Lebenswirklichkeiten der Menschen ausgeht. Wenn heute über Bildung gesprochen wird, geht man fast automatisch von formellen, schulischen Bildungsvorstellungen aus. Was außerhalb von Bildungsinstitutionen geschieht, wird kaum zur Kenntnis genommen. Lebensweltliche Diversität und vielfältige Erfahrungen werden nicht als Lernanlass, sondern eher als Hindernis betrachtet, weil in der konventionellen schulischen Bildungsnormalität eine gewisse Eindeutigkeit verlangt wird, die oft an nationalen Konzepten ausgerichtet ist. Da stellt sich die Frage: Wer passt in diese schulische Bildungsnormalität? Wer als nicht passend gilt, wird aussortiert. Das Schulsystem bleibt auf diese

> „Beobachtungen sind zugleich aktive Handlungen.“

Weise spezifischen Normalitätserwartungen verhaftet, sein Idealschüler einheimisch, einsprachig sozialisiert, entstammt einer Mittelschichtsfamilie, die den passenden bildungsbürgerlichen Habitus mitliefert – zu dem natürlich auch Fremdsprachen gehören, aber nur die richtigen. Eine andere Mehrsprachigkeit oder doppelte Erstsprachigkeit wird oft als störend empfunden. In dieser Hinsicht bleibt das Schulsystem national, strukturkonservativ, mittelschichtorientiert und monolingual.

Wir brauchen daher eine diversitätsbewusste Bildungswirklichkeit, ein neues Bildungsverständnis, das offen und sensibel für Wandlungsprozesse ist, ein Bildungsverständnis, das das kreative Potential der Alltagspraxis zur Kenntnis nimmt, das von den Einzelnen ausgeht. Menschen vor Ort schaffen ihre eigenen Übersetzungs- und Bildungsräume. Diese Räume sind „Transtopien“, in denen Unterschiedliches kombiniert und Neues gestaltet wird, konventionelle Bildungsvorstellungen in Frage gestellt werden und die somit eine emanzipative Wirkung entfalten. Um solche Entwicklungen einzubeziehen, benötigen wir auch in den Schulen eine kontrapunktische Lesart, aus der urbane Alltagspraktiken als Ausgangspunkte für Bildungsprozesse in den Blick rücken, aus der Menschen als Expert_innen ihrer eigenen Lebenspraxis betrachtet werden. Auch die schulische Bildungsnormalität ließe sich dann als eine Art Übersetzungspraxis verstehen und es wäre zu überlegen, wie alltägliche Diversität und vielfältige Erfahrungen in die Gestaltung (schulischer) Bildungsprozesse übertragen werden können.

Den realitätserzeugenden Effekten scheinbar analytischer Herkunftskategorien begegnest zu mit einem „kontrapunktischem Blick“. In deiner Arbeit ist das Moment des Wechselns und Verschiebens von Perspektiven besonders wichtig. Kannst du uns etwas über deine Erfahrungen mit dieser Strategie in wissenschaftlicher Arbeit und Vermittlung erzählen?

Das (ethnische) Rezeptwissen, von dem ich gesprochen habe, ist gleichzeitig auch als eine Art Herkunftswissen zu interpretieren. Wie sich dieses Wissen veralltäglicht und normalisiert hat, sieht man an den in Alltag und Medien weit verbreiteten Herkunftsdialogen: „Einheimische“ treten „Migrant_innen“ als selbsternannte Expert_innen in Identitätsfragen gegenüber, forschen auch bei der x-ten Generation weiter nach dem so genannten Migrationshintergrund, den „eigentlichen Wurzeln“, der latenten Nichtzugehörigkeit der Betreffenden. In enger Verbindung mit dem Integrationsdiskurs hat sich im Laufe der Zeit so eine Art „Wurzeldiskurs“ etabliert. Die fremden Wurzeln von Menschen, die in Wien oder Berlin geboren und aufgewachsen sind, erfreuen sich eines anhaltenden Interesses, auch in scheinbar positiver Konnotation, wenn es etwa heißt: „Dass türkische Schüler so viel schlechter da stehen als andere, liegt nicht per se an den Wurzeln“ (Die Presse 2014). Oder wenn eine Lehrerin im Gespräch äußert: „Sie sind ja wie wir“. Der Subtext „Wir und Die“ schwingt dabei unwillkürlich mit.

> ” Die Gastarbeiter_innen, die in den 1960er und 1970er Jahren nach Österreich oder Deutschland kamen, könnte man als Vorboten einer Transnationalisierung betrachten. “

> ” Auch die schulische Bildungsnormalität ließe sich als eine Art Übersetzungspraxis verstehen und es wäre zu überlegen, wie alltägliche Diversität und vielfältige Erfahrungen in die Gestaltung (schulischer) Bildungsprozesse übertragen werden können. “

Um solche Kategorien zu irritieren, plädiere ich für eine kontrapunktische Perspektive, eine Art Gegenlesen gesellschaftlicher Dominanzverhältnisse. Dies bedeutet einen radikalen Bruch mit der hegemonialen Wissensproduktion. Die Aufmerksamkeit richtet sich dann auf Verschränkungen, Überschneidungen und Übergänge, die solche sortierenden Denkweisen ad absurdum führen. Die kontrapunktische Lesart als eine widerständige Praxis. Durch ihre irritierende Wirkung schafft diese Sicht der Dinge auch eine kritische Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen.

Konkret heißt das auch, was bisher für problematisch erklärt wurde, einmal in seiner positiven Relevanz, als Alltagsnormalität zu betrachten. Etwa das Bild von der „Zerrissenheit zwischen zwei Welten“ oder Kulturen, das seit der frühen Migrationsforschung tradiert wurde: Kontrapunktisch betrachtet erweist sich dieses Dazwischen als eine soziale Praxis, die mit urbanen Bildungsprozessen einhergeht, als eine urbane Bildung, als Kompetenz.

Welche Geschichte würdest du dir aus der Perspektive deiner Forschung zu Stadt und Migration in einem Archiv der Migration wünschen?

Auch für ein Archiv der Migration erscheint mir eine kontrapunktische Lesart unumgänglich. Dies würde nach einer grundsätzlichen Revision etablierter historischer Normalität und Kontinuität verlangen. So könnte man beispielsweise die so genannte Gastarbeitergeschichte neu erzählen, indem mit national verzerrten Darstellungen aufgeräumt, bisher marginalisierte Wissensarten, Er-

fahrungen und Sichtweisen der betreffenden Menschen zum Ausgangspunkt genommen werden. Die Gastarbeiter_innen, die in den 1960er und 1970er Jahren nach Österreich oder Deutschland kamen, könnte man als Vorboten einer Transnationalisierung betrachten. Sie sahen sich unter restriktiven Lebensbedingungen dazu genötigt, Wege und Umwege zu finden, um sich in den Ankunftsgesellschaften zu verorten und eigene Räume zu schaffen. Im Laufe der Zeit entwickelten sie grenzüberschreitende Verbindungen, aktivierten ein Mobilitätswissen, das für ihr Leben vor Ort von Bedeutung war und ist. Solche Geschichten scheinen im öffentlichen Gedächtnis kaum vorhanden. Ein Archiv der Migration muss solche nicht erzählten Mobilitätsgeschichten in den Blick nehmen und versuchen, ein anderes gesellschaftliches Bewusstsein zu erzeugen.

” Ein Archiv der Migration muss solche nicht erzählten Mobilitätsgeschichten in den Blick nehmen und versuchen, ein anderes gesellschaftliches Bewusstsein zu erzeugen. “

Wir hören von Jugendlichen, wenn wir über kontroverse Themen sprechen, nicht selten den Satz: „Darüber reden wir nicht.“ Wir erleben das als Strategie, ihre Freundschaften zu schützen. Jugendliche leben ja – auch bedingt durch das intensive Zusammensein in einer nicht frei gewählten Gemeinschaft in der Schule und, wie du angesprochen hast, noch stärker an der Peripherie – meistens in viel stärker pluralen Kontexten als die meisten Erwachsenen. Was heißt das für den Kontext Schule?

Das Nicht-Reden von Jugendlichen über bestimmte Themen könnte man auch als eine widerständige Praxis gegen vorherrschende Deutungen interpretieren. Viele Jugendliche verstehen nicht, warum ihre Alltagsnormalität permanent problematisiert wird und warum sie sich ständig gegen negative öffentliche Darstellungen verteidigen müssen. Für sie gehört das Leben mit Vielfalt zum Alltag. Hier stellt sich die Frage, wie Schule diese Normalität wahrnimmt und darauf reagiert. Inwieweit korrespondiert die schulische Bildungsnormalität mit den Lebenswirklichkeiten von Jugendlichen? Angemessen wäre es, ein offenes Bildungsverständnis zu entwickeln, das die vielfältigen Erfahrungen von Jugendlichen zur Kenntnis nimmt und in die Gestaltung von Bildungsprozessen einfließen lässt.

Erol Yıldız

studierte Pädagogik, Soziologie und Psychologie an der Universität zu Köln. Er wurde 1996 im Fach Soziologie promoviert. 2005 habilitierte sich Erol Yıldız an der Universität zu Köln für das Fach Soziologie, war Gastprofessor in Luxemburg, München und Wien und hatte Vertretungsprofessuren in Hamburg und Köln. Erol Yıldız war 2008–2014 Professor für den Schwerpunkt „Interkulturelle Bildung“ an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Seit März 2014 ist er Professor für den Bereich „Migration und Bildung“ an der Universität Innsbruck. Forschungsschwerpunkte: Migration, Postmigration, Diversität, Bildung, Urbanität.

Impressum

Zwischenräume #9, Dezember 2016

„Mit der hegemonialen Wissensproduktion radikal brechen“, Interview mit Erol Yıldız
Interview: Ines Garnitschnig, trafo.K

Herausgegeben von Büro trafo.K

Lektorat: Ines Garnitschnig, Nora Sternfeld
Gestaltung: Franziska Kabisch, Sonia Garziz

Dieser Text entstand im Rahmen des Projekts *Strategien für Zwischenräume. Neue Formate des Ver_Lernens in der Migrationsgesellschaft*.

Strategien für Zwischenräume ist ein Projekt von Büro trafo.K (Ines Garnitschnig, Renate Höllwart, Elke Smodics, Nora Sternfeld) und Sheri Avraham, gemeinsam mit Regina Wonisch, Arif Akkılıç, Xhejlane Rexhepi und Gabu Heindl, in Kooperation mit WUK m.power und Jugend am Werk, dem Forschungszentrum für historische Minderheiten, maiz – Autonomes Zentrum von und für Migrantinnen und dem Arbeitskreis Archiv der Migration und schulheft.

Büro trafo.K
Münzwardeingasse 3/4a
1060 Wien

Gefördert aus den Mitteln von SHIFT und AK–Wien